Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur

Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte

Band: 6 (1926-1927)

Heft: 9

Buchbesprechung: Pariser Rechenschaft : Zu Thomas Manns Buch "Pariser Rechenschaft" [Thomas Mann]

Autor: Sulzer, Elisabeth

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

lehnt eine „derartige eidgenössische Monopol-Gesellschaft" als „weit über den Rahmen des Notwendigen hinausgehend" ab. — Ferner hat der Schweizerische Energiekonsumenten-Verband in einer Eingabe an den Bundesrat Mitte November als Forderung der Konsumenten aufgestellt: „eine planmäßige Entwicklung (unserer Elektrizitätswirtschaft) unter behördlicher Aufsicht, resp. eine Garantie dafür, daß das Gemeinwohl, bei der Behandlung der Fragen, welche die Elektrizitätsversorgung des Landes betreffen, gegenüber den Interessen der Produzenten-Gruppen unter sich oder gegenüber den Wiederverkäufern, in den Vordergrund gestellt wird."

Pariser Rechenschaft.

Zu Thomas Manns Buch „Pariser Rechenschaft".*)

Von **Elisabeth Sulzer.**

„Pariser Rechenschaft". Das tönt geschäftsmäßig, sachlich, antwortet irgendwie tröstlich auf unsere nun einmal angebornen Ansprüche auf objektiv faßbare Wahrheit. Zwar gibt es Rechenschaft vor sich selbst und Rechenschaft vor Andern, aber beide gehören dem gleichen Willenskreis an, ja, wirkliche Rechenschaft vor andern wird zur Voraussetzung immer Rechenschaft vor sich selbst haben müssen. Thomas Mann schreibt für sich: „Es ist nur, damit ich es nicht vergesse." Unverbildete Wahrheit also? So gibt sich das Buch wenigstens. Der Dichter scheint sorgsam und mit der feinschmeckerischen Zartheit des Kenners in der Dunkelkammer der Erinnerung das Bild zu entwickeln, das sich in der Seele eingefangen hat. Tritt der Andere, das Publikum, einmal auf, so nur im roten Licht dieser Dunkelkammer. Wir sind also zufrieden. Was kann es Reinlicheres geben als solche Selbstfixierung? Aber nicht lange genießen wir solcher Ruhe. Ein deutscher Dichter kommt als einer der Ersten nach 15 Jahren, nach einem Weltkrieg, der alle Abgründe des Neins, die zwischen Völkern klaffen mögen, wieder nach Paris, wird dort aufs imponierendste gefeiert von Allem, was den Ehrgeiz hat, geistig und zeitgemäß zu sein. Er gibt darüber Rechenschaft. Wie mag das geschehen? Es könnte die Problematik dieser deutsch-französischen Auseinandersetzung — ob nun im Sinne von Einklang oder Zwiespalt — so verzehrend empfunden werden, daß in dieser Glut alle genossenen Belobigungen als unwesentlich, zweitlinig erscheinen müßten. So ist's nicht bei Thomas Mann. Die Erfahrung seines Ich steht durchaus im Mittelpunkt der Betrachtung. Und das hat sein Recht, wenn auch im ersten Gefühl der Stoff: die achttägige Huldigung der Pariser Intellektuellen vor Thomas Mann, von Thomas Mann selber zu Protokoll gebracht, — sich als menschliche Unmöglichkeit darstellen mag. Aber

*) Verlag S. Fischer, Berlin, 1926; 121 S.; M. 2.50.

Ähnliches ist ja schon schönste Wirklichkeit geworden. Es läßt sich ein Zustand erhabener Freiheit denken, da der Mensch sich selbst nur noch als fruchtbares Erdreich des Geistes empfindet und gerade aus der Ehrfurcht vor diesem Geiste zu einer Ehrfurcht vor seinem eigenen Leben sich erhöbe. So mag man — wenigstens im wesentlichen — den alten Goethe deuten, der es vermochte, jahrelang Eckermann um sich zu haben und jede seiner Äußerungen von diesem aufgeschrieben zu wissen. Aber es gibt höchste Dinge des Lebens, die so hoch sind, daß wohl an ihnen sich ein geistiges Gesetz erhärten oder ableiten lassen kann, die aber niemals in mechanischer Umkehrung des Verhältnisses von diesem Gesetz zu bloßen Beweisstücken herabgewürdigt werden können. Sie sind einmalig, einzigartig. Thomas Mann erstrebt eine ähnliche Selbstdarstellung, naturgegeben allerdings in einer viel nervöseren, bewußteren, von Ironie und Naivetät flimmernden Weise. Aber ein unangenehmer Erdenrest bleibt. Es spricht aus dem kleinen Buch ein im wörtlichen Sinne verdrehter Geist. Die Naivetät erscheint selten ohne ein Doppelgesicht heimlich grinsender Ironie, die Ironie aber ist aus romantischer Selbstbetrachtung des Geistes in der Überbetonung des „Selbst" zu einem Selbstbann des Geistes geworden, in die bloße Immanenz zurückgesunken, eine Immanenz, die sich von wirklicher etwa so unterscheidet wie das Kindische vom Kindlichen.

Bewußt erstrebt allerdings wird eine möglichst genaue Notierung des Erlebten, die denn auch wirklich den Eindruck höchster Sachtreue erweckt. Dies wird durch eine zeitlich eingehaltene Aneinanderreihung der Geschehnisse erreicht, vor allem aber durch die Verpflanzung aller Geschehnisse auf die selbe Ebene.

> Comédie française. Der deutsche Dichter betrachtet die Loge Napoleons, wo dieser jeweils Talmas Spiel erlebte. „Aus der russischen Katastrophe traf er nachmittags 5 Uhr in Paris ein. Abends saß er in der Parterreloge zur Bekräftigung des Bulletins: „Die große Armee ist vernichtet. Seine Majestät, der Kaiser, hat sich nie wohler befunden."
>
> Souper im Café de la Régence. Vanille-Eis mit warmer Schokoladesauce ist bekannt. Im Café de la Régence geht man so weit, auch noch geriebene Mandeln darüber zu streuen."

Wir erfahren, welche Champagnersorten Thomas Mann vorgesetzt bekommt, wie ihm Graves supérieur mundet, wie viel ein Taxi vom Quai d'Orsay zur deutschen Gesandtschaft, rue de Lille, kostet und ähnliche hochwichtige, weil milieuschaffende Dinge mehr.

Im übrigen wimmelt es in diesem Buch — wie nur recht und billig — von Menschen. Bekannte Namen (unter andern auch unser Eidgenosse Maurice Muret, den Thomas Mann in pazifistischen (!) Adelskreisen antrifft und der ihm die „Betrachtungen eines Unpolitischen" natürlich nicht verzeiht) erhalten durch wenige meisterhafte Striche ihr Gesicht und verkünden dann ihre Ansichten über Geist und Politik, Deutschland und Frankreich, über ihre Werke — aber vor allem über Thomas Mann.

„Du Bos ist an Flaubert erinnert, an Henry James, an Valéry. Er spricht das schöne Wort von dem „Stolze, nie zufrieden zu sein", der mich mit letzterem verbinde, von der Liebe zum Meer, die mich ebenfalls dem Autor des „Cimetière Marin" verwandt erscheinen lasse. Es hieß, daß Paul Valéry, de l'Académie Francaise, sich unter den Zuhörern befunden habe. Nun, laut hat er nicht protestiert..."

Es scheint, daß vor dem Glanze der Académie Française Thomas Mann doch ganz gern einige Abstriche an seinem „Stolze, nie zufrieden zu sein", macht. Es mag hier überhaupt einmal dem Leser die Ironie überlassen werden angesichts dieser heiligen Unzufriedenheit. Die „Pariser Rechenschaft" ist sicher eines der zufriedensten Bücher der deutschen Literatur.

„Wir fuhren in die Champs Elysées, wo die Firma Kra uns ... ein Austernfrühstück gab. Es galt die Besprechung großer Dinge, der Übersetzung aller meiner Arbeiten, einer Art französischer Gesamtausgabe... Großartige Situation! Wie komme ich dazu? Manche finden alles selbstverständlich. Tut man das aber nicht, so ist das Leben sehr aufregend."

Ja, so groß ist Thomas Manns „naives Entzücken" über das gegenseitige Verstehen, daß er fast froh ist über eine begangene Geschmacklosigkeit, nur um in einer leisen Zurechtweisung den französischen Takt gewissermaßen hautwarm zu spüren. In der Union Intellectuelle Française wird Mann vielseitig gefeiert. In seiner Bewegung gleitet ihm die Zunge aus.

„Es war der einzige Augenblick, wo die Hüter unserer Würde daheim Grund gehabt hätten, zu zetern. Von Vertretern einer Literatur, der meine Bildung so viel verdanke, den bescheidenen Beitrag meines Lebens so geistvoll-freundwillig gewertet zu sehen, das hätte ich, sagte ich maßloserweise, als „den" Höhepunkt meines Lebens empfunden. Ich hätte sagen müssen: als „einen" Höhepunkt, zumal ich durchaus nicht sicher bin, wo er gelegen ist, der wirkliche, von augenblicklicher Dankbarkeit unabhängige Höhepunkt, wahrscheinlich nicht in einem öffentlichen Saale — im nächsten Augenblick sah ich das ein. Zu spät, das Wort war entschlüpft, die „Kniebeuge" geschehen.

Man sehe nun aber diese Franzosen an! Takt haben sie, das muß man ihnen lassen. Boucher, als Dolmetsch, verbesserte mich. Er übersetzte ungenau und mit Geschmack, er setzte den unbestimmten Artikel, sagte „un des sommets"."

Nur ein Ding gibt es, das Thomas Mann in Paris in seiner Begeisterung immer wieder taktlos aufstört, immer wieder in den Stolz, nie zufrieden zu sein, zurückstößt. Das ist Deutschland und was drum und dran hängt. Entzückend, wie er anläßlich des Zusammentreffens mit Bunin, dem russischen Emigranten, mit dem Gedanken kokettiert, „den Staub des Vaterlandes von den Füßen schütteln und das Brot des Westens essen zu müssen": „... ich habe gar nicht zu zweifeln, daß unter

Umständen sein Schicksal das meine wäre." Um politischen Anfeindungen der „Pariser Rechenschaft" von vornherein zu begegnen, klagt Thomas Mann sodann, daß in Deutschland unpolitisch gefärbte Kritik gar nicht möglich sei, ganz im Gegensatz zu Frankreich. Aber abgesehen von den sehr abweichenden französischen Verhältnissen, über die sehr viel zu sagen wäre, die aber Thomas Mann sorgfältig links liegen läßt, ist es doch etwas viel vom deutschen Publikum verlangt, wenn man ihm zumutet, es solle an der Behauptung, die deutschen Nationalisten seien aus politischem Unverstand gegen den Anschluß Österreichs, nur die stilistischen Feinheiten schätzen. Doch wo es gilt, die verliebte Seligkeit dieser Pariser Tage festzuhalten, da übertrifft Thomas Mann sich selbst. Mit unnachahmlicher Eleganz turnt er über das elsässische Problem hinweg, gläubig läßt er sich von seinen Freunden erklären, daß „wirklich niemand mehr sich um den unangenehmen Herrn Poincaré kümmere" und ist höchst einverstanden, wie man ihm darlegt, die Alliierten hätten es leichter gehabt, moralisch zu sein als Deutschland (was doch wohl die Behauptung einschließt, sie seien es auch wirklich gewesen). Für seine „Betrachtungen eines Unpolitischen" bittet er heiter-innig um Verzeihung: „Glauben Sie mir, dies Buch war durchaus nicht bös gemeint." (Heiterkeit: „Ah, non, évidemment!") „Sein Antrieb war tatsächlich nicht politischer, sondern rein geistiger Art, es war Protest gegen die moralische Weltvereinfachung durch die demokratische Tugendpropoganda."

Einzigartig ist auch die Stelle, wo der Dichter an Ruinen, herrührend von deutschen Geschützen, vorbeifährt.

> „... die Trümmer betrachtend, murmelte ich die Anführung des französischen Wörterverzeichnisses vor mich hin, die mir in diesem Zusammenhang am Platze schien, nämlich desagréable. Aber es gibt ja auch in deutschen Landen allerlei Denkzeichen, die den Herren Nachbarn desagréable sein könnten, und dies bedenkend, wandte ich im Vorüberfahren meine Miene ins Eherne, nicht anders, als hätte ich selber das 21 cm-Kaliber konstruiert.
>
> Im Ganzen, es war eine dankenswerte Spazierfahrt. Wir frühstückten Austern und Graves danach im Café d'Orsay..."

Ein wenig teuer ist die französisch-deutsche Seelenharmonie schon erkauft, wenn man zuvor zur Gleichwertung von Austern + Graves supérieur und Weltkrieg kommen muß. Man darf zu Frankreichs Ehre annehmen, daß ein Franzose diesen Preis kaum so leicht bezahlen würde. Thomas Mann aber ist nicht geizig. Paris ist ihm Lebensluft. Wenn Mereschkowsky nicht glücklich ist in Paris, die französische literarische Welt für nationalistisch erklärt und sich von der fremden Sprache beengt fühlt, „daß man sich beständig wie ein Idiot vorkomme", so läßt sich der Deutsche nicht beirren, sondern hält ihm seine ganze — achttägige Erfahrung entgegen.

Aber täuschen wir uns nicht. Die Erfahrung ist doch nur ein äußerer Vorwand des kleinen Buches. Paris ist eine notwendige Station im Werden dieses Dichters. Man möchte paradox sagen, daß Thomas

Mann diese Reise gemacht hätte, wenn die Reisemöglichkeit, ja sogar Paris nicht bestanden hätte.

Man lese einmal seine letzten Schriften, vielleicht die in ihrer Art so meisterliche kleine Novelle „Unordnung und frühes Leid". Schon der Titel ist symbolisch. Ein im Grunde kausales Verhältnis zweier Begriffe wird aus seinem Dienstcharakter gerissen und zu einem demokratischen Nebeneinander gemacht, aus einem Tiefenverhältnis wird, bildlich gesprochen, ein Flächenverhältnis. Diese Deutung beruht nicht auf lächerlichem Zufall, sie wird gestützt durch den ganzen Stil des Dichters. Wie seltsam unbestimmt ist doch zum Beispiel das Verhältnis von Haupt- und Nebensatz in dieser Sprache geworden. Wie drängt sich alles nur Bestimmende empor aus seiner Abhängigkeit. Wie im Lichtschirm einer jungen Buche jedes Blatt gleich hoch, gleich nah dem Lichte steht, gleichgültig ob es an tieferm oder höherm Zweige entsproß, so hier die Sätze im Licht des schauenden Geistes. Es gibt kein Herrschendes und kein Dienendes mehr — der Hauptsatz ist keine geistige, nur noch eine grammatikalische Wirklichkeit. Episches Schauen, sagt man. Aber nicht alle Epik drängt in diesem Maße zum Flächenhaften in Wesen und Ausdruck. Nicht alle Epik verwehrt sich so jede Wertung, indem sie sich raffiniert selber von der Verpflichtung dazu entbindet durch den Schein der Wertung — die Ironie. Diese Art epischen Denkens und epischen Ausdrucks ist Eigengut Thomas Manns. Natürliche Frucht seines Werdens. Mit der Leidenschaft des Deutschen zwingt er seine Sprache dazu, die europäischen Möglichkeiten nach der Seite der Analyse hin bis zur äußersten Grenze zu verwirklichen. Als diese äußerste Grenze erscheint ihm das Französische. Wäre Thomas Mann nicht nach Paris gereist, seine Sprache — die ja nur Bild seines Seins ist — hätte es doch getan. Aber welche Tragikomödie: noch in der westlich anmutenden Analyse bleibt der Deutsche deutsch — deutsch in der barocken Willenhaftigkeit dieser Analyse, deutsch auch darin, daß diese Analyse nicht wie im Französischen eine sanfte Harmonie erzeugende Schröpfung der Stoff- und Formelemente ist, sondern Revolution, die jedes Zersetzungselement mit der Leidenschaft seiner Position erfüllt und so einmal im Kampfe Aller gegen Alle enden muß.

Apollinisch werden, so umschreibt auf einer der schönsten Seiten der „Rechenschaft" Thomas Mann die reinste Pflicht des Deutschen. Aber apollinisch sein und apollinisch werden haben nur ein Wort gemein. Sie sind vielleicht noch tiefere Gegensätze als das Apollinische und das Faustische. Ist doch der innerste und glühendste Kern des Faustischen gerade dieser Drang zu seinem Gegenteil.

Doch zu solcher Deutung kommen wir nur schwer auf dem direkten Weg der „Pariser Rechenschaft". Sie hält sich an die Scheingleichung, die in dem Worte apollinisch liegt, glaubt sogar daran, will daran glauben. Und wenn Thomas Mann einmal in einzig schönen Linien den autobiographischen Trieb als das „dankbar-ehrfürchtige Erfülltsein der Götterlieblinge von sich selbst" eingefangen hat, — hier ist er nicht in reiner Freude dieses kostbarste Geschenk, das der Mensch den

Göttern darbringen mag, — hier wandelt er nicht ohne Fehltritt an der Grenze der Selbstgefälligkeit. Nur ein Gedanke hilft uns darüber hinweg: daß angesichts so virtuoser Selbstauflösung, wie sie die Sprache Manns erkennen läßt, die Rettung selbst aus kompaktesten Dingen, die wenig mehr zu tun haben mit dem „aristokratischen Interesse an dem Mysterium hoher Bevorteilung", noch willkommen sein muß. Das Elementare hat eine geheimnisvolle Würde. Vielleicht daß es sogar das Wunder vollbringen könnte, „Selbstgefälligkeit", wo es sich ihrer bemächtigt, zu jenem „Stärkeren, Tieferen und Produktiveren" wieder emporzuheben, eben zu jener „Liebe zu sich selbst, die der Geist der großen Autobiographie ist".

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Aus dem Leben der Parteien: Verwirrung im bürgerlichen Lager. — Der sozialistische Parteitag in Bern. — Um Grimms Nationalratspräsidentschaft.

Unser innerpolitisches Leben zeigt augenblicklich eine Verworrenheit und Richtungslosigkeit, die zu einiger Nachdenklichkeit Anlaß gibt. Stehen wir vor entscheidenden parteipolitischen Umgruppierungen in dem Sinn, daß nun auch im Bund die Bürgerblock-Politik ihr Ende findet, wie das in einzelnen Kantonen schon seit längerem geschehen ist? Oder drückt sich darin die unaufhaltsame Zersetzung unseres bisherigen parlamentarisch-patriarchalischen Regierungssystems aus? Oder bedeutet es gar den Anfang vom Ende der Demokratie überhaupt und den Übergang zu einer neuen, erst noch zu erfindenden Form gesellschaftlichen Daseins? Vielleicht steckt von all dem etwas in unserm gegenwärtigen Zustand.

Der heutige „Parlamentarismus", der längst nicht mehr auf dem Spiel und Widerspiel von zwei, sondern von einer ganzen Anzahl von Parteien beruht, von denen keine absolute Mehrheitspartei ist, macht ja in andern Ländern noch ganz andere Krisen durch. Nur braucht man deswegen das Kind nicht mit dem Bad auszuschütten. Das Beispiel Mussolinis, der dem Parlament gerade die auch heute noch wertvollste und unersetzliche Eigenschaft genommen hat: der Opposition Ausdrucksmöglichkeit zu bieten, reizt nicht zur Nachahmung. Fruchtbringender sind da zweifellos derartige Forderungen, wie sie beispielsweise die jüngst neugegründete „Elsässische Fortschrittspartei" an den französischen Parlamentarismus stellt: Stärkung der Regierungsgewalt durch unmittelbare Volkswahl des Staatspräsidenten, Beschränkung des auf eine Kammer mit geringer Abgeordnetenzahl reduzierten Parlaments auf die Gesetzgebung.

Daß anderseits die Bürgerblockpolitik auch im Bunde praktisch schon längst ihr Ende gefunden hat, zeigt nichts deutlicher als die Stellungnahme der Parteien in der Getreidemonopolfrage. Der ganze Streit, der in diesen Wochen mit einem so ungeheuren Aufwand an Papier und Druckerschwärze um diese Frage geführt wird, ist doch überhaupt nur verständlich, wenn man noch andere Beweggründe dahinter zu erkennen vermag, als die in der Sache selbst liegenden. Es hat sich in der Stellung zu dieser Frage ganz einfach eine Front der unselbständig Erwerbenden und der für ausreichende Erwerbsmöglichkeit auf staatlichen Schutz Angewiesenen gebildet. Das sind diejenigen Bevölkerungsschichten, die bei der fortschreitenden Industrialisierung und der weiteren Vervollkommnung des internationalen Verkehrswesens mehr und mehr im Staate ihren